

Über Artefakte und Agency

Vortrag von Eberhard Raitelhuber im Institutskolloquium des Instituts für Sozial- und Organisationspädagogik an der Stiftung Universität Hildesheim am 29.10.2008

- es gilt das gesprochene Wort -

Vor drei Wochen wurde ich von Ute Karl gefragt, ob ich hier etwas über „Artefakte und Agency“ sagen könnte. Denn in den Interviewtranskriptionen zum Forschungsprojekt „Gesprächspraktiken in Job Centern - Übergänge junger Menschen in Erwerbsarbeit“ sei etwas Bemerkenswertes aufgefallen:

Es scheine so, als ob Gegenstände in diesen Interaktionssituationen zwischen den „Persönlichen Ansprechpartnern“ (PAP) und den „Arbeitssuchenden“ einen Akteurs-Status hätten. Beim Durchlesen der Konversationen falle auf: Telefone oder Computer scheinen eine Bedeutung dafür zu haben, was in solchen Gesprächssituationen geschieht. Man könne den Eindruck gewinnen, dass sie sich fast gar einmischen. Zumindest hätten sie einen gewissen Einfluss darauf, was z.B. ein Persönlicher Ansprechpartner (PAP) bzw. Fallmanager tut.

Meine Aufgabe besteht also darin, theoretisch zu reflektieren, wie man ein solches Phänomen verstehen kann. Doch genau da fängt die Schwierigkeit an: Geht es darum, ein empirisch klar erfasstes Phänomen interpretativ zu deuten oder „sozial“ zu erklären? Oder aber geht es darum, zu fragen, wie wir ein solches Phänomen untersuchen und anfassen können? Ich will diesen Unterschied kurz verdeutlichen und zeige dazu ein Bild:

Eine gängige Lesart einer Gesprächssituation im Jobcenter und ihre Folgen



Nach einer herkömmlichen Lesart, die wir häufig verwenden, könnte man eine Gesprächssituation im Jobcenter wie folgt analysieren:

Es handelt sich um ein Gespräch in den Gebäuden einer Organisation – dem Jobcenter. Hier finden sich eine Menge Gegenstände. Etc. Die Organisation ist Teil einer gesellschaftlichen Institution, die dazu dient, den Zugang zu einer anderen Institution – dem Arbeits- und

Ausbildungsmarkt – zu regulieren. Das ist der Kontext oder Rahmen.

Es gibt eine klar abgegrenzte Interaktionssituation. In ihr agiert einer Vertreterin der Institution „Jobcenter“ sowie einer Person, die in diesem Kontext als Arbeitssuchende verstanden wird. In der Situation sind also zwei menschliche Personen – zwei Subjekte – anwesend. Sie beziehen sich mehr oder weniger aktiv auf ihre materielle Umwelt: Tische, Stühle, Wände, Türen, ein Telefon, ein PC etc. Sie sind von Menschen „gemacht“. Man kann sie damit als Objekte bezeichnen – genauer gesagt als materielle, nicht-animierte kulturelle Gegenstände. So etwas nennt man auch Artefakte.

Alle diese Artefakte erhalten in der Situation eine Bedeutung. Beispielsweise ist ein Stuhl ein Gegenstand, auf den man sich draufsetzt. Und ein Telefon, das klingelt, muss beantwortet werden. Das bedeutet: was man mit solchen Dingen macht, ist symbolisch vermittelt. Die Objekte beeinflussen die Interaktion nicht. Vielmehr reflektieren sie einen sozialen Status bzw. eine Rolle. Sie fungieren auf subtile Art und Weise als Teil eines Distinktionsspiels. Beispielsweise ist immer klar, wer auf dem „guten“ Bürostuhl sitzt und wer auf der etwas einfacheren Sitzgelegenheit Platz zu nehmen hat. Auch ist klar, wem der PC zugewandt ist und wer nicht „automatisch“ Einblick nehmen darf in das, was da geschieht. Diese Artefakte sind die materielle Infrastruktur, auf der die Interaktion auflagert. Sie sind nur eine Projektionsfläche. Sie sind eigentlich nur ein Zeichen für etwas anderes (vgl. Latour 1996: 235).

Folglich kann es in einer Forschung nicht um die Dinge selbst gehen, sondern um das „Soziale“, für das sie stehen: also die „sozialen“ Bedeutungen, für die sie stehen, oder die „soziale“ Struktur, die durch solche Objekte vermittelt wird. Das Objekt selbst bleibt asozial, randständig. Es kann unmöglich an der Konstruktion von Gesellschaft mitwirken.

Dieser Lesart nach wissen wir also genau, welche Kategorien und Begrifflichkeiten von der „sozialen Welt“ wir verwenden müssen, um die Gesprächspraktiken in Jobcenter zu dechiffrieren. Folglich fügt sich das, was wir darüber herausfinden, in das sozialwissenschaftliche Universum ein, über dessen Existenz und Beschaffenheit wir uns hundertprozentig sicher sind. Wenn man so will, dann erfahren wir hier eigentlich nichts „Neues“ über das Soziale: im Phänomen, d.h. der untersuchten Gespräche in Jobcentern, zeigt sich nur das Allgemeine, das wir schon kennen.

Eine Alternative Betrachtungsweise: die ANT von Bruno Latour

Welche Alternative Betrachtungsweise bietet sich an, wenn wir diese Perspektiven nicht so spannend finden? Wie können wir vorgehen, wenn wir nicht schon alles „im Prinzip“ zu wissen glauben? Wir



machen es einfach so, wie bei Heinz Rühmann in seinem bekannten Film „Die Feuerzangenbowle“. Jeder kennt die Szene, in der der Physiklehrer Brömmel vor der Klasse steht und fragt: „Was issen Dampfmaschin. Da stellen wir uns mal janz dumm und sagn, ne Dampfmaschin dat isn großer runder schwarzer Raum.“ Wie wir alle wissen, dauert diese Physikstunde etwas länger als vergleichbare Einheiten in der Knabenlehranstalt, denn es kommt zu einigen Komplikationen.

Eine solche Perspektive reklamiert für sich die so genannte Aktor-Network-Theory. Sie ist eng mit der Arbeit von Bruno Latour verbunden. Bruno Latour ist Ethnologe, Philosoph und Soziologe¹.

Im folgenden Vortrag werde ich vor allem einige grundlegende Gedanken vorstellen, die Bruno Latour so formuliert hat. Ich stelle meine eigene Meinung erste einmal zurück, um seine Ideen zu entfalten.

¹ Mehr zur Biographie von Latour und zu seinen Arbeiten findet sich unter <http://www.bruno-latour.fr>.

Mit seinem Buch „Reassembling the Social“ von 2005 hat er aber eine Einführung in die ANT vorgelegt, die einige basale Perspektiven einer solchen Sozialtheorie systematisch darlegt². Die Zeit



reicht nicht aus, um alles auch nur ansatzweise anzuschneiden. Ich werde aber zumindest darauf eingehen, wie er Akteure und Handeln betrachtet und welchen Status für ihn Objekte haben. Ein solcher Exkurs ist notwendig, damit nicht der Eindruck entsteht, die ANT behaupte einfach, technische Objekte besäßen eine kausale Agency. Das wäre ein technischer Determinismus, gegen den sich Latour verwehrt (vgl. Latour 2005: 70).

Mit dem Begriff „kausale agency“ habe ich jetzt einen Terminus verwendet, der mich noch zu einer Vorbemerkung zwingt. Hier am Institut ist *agency* ja en vogue. Das Verflixte an dem Wort ist nur, dass es uns nicht unmittelbar klar macht, was es meint.

Exkurs: Was meint „agency“?

Häufig wird *agency* im Deutschen mit Handlungsfähigkeit, Handlungsvermögen, Handlungsmacht oder Handlungsmächtigkeit übersetzt. Von *human agency* wird z.B. dann oft gesprochen, wenn man betonen will, dass es sich hier um etwas spezifisch Menschliches handelt. Doch solche Hilfsübersetzungen oder vorschnelle Ergänzungen des Begriffs *agency* helfe hier nicht viel weiter.

Ganz allgemein formuliert verbindet sich mit *agency* verbindet sich die Vorstellung, dass irgendjemand über eine Kapazität bzw. ein Vermögen verfügt, etwas zu bewirken. Im Kern wird also versucht, einen Effekt auf etwas zurück zu führen – z.B. auf ein Individuum, eine Gottheit oder gar die Natur. In der westlichen Philosophie und Denkgeschichte ist dies mit der Idee verbunden, dass eine solche Wirkung einen Grund oder eine Ursprungsquelle hat. Das ist das, was Latour meint, wenn er von „kausaler *agency*“ spricht.

In den gängigen Varianten Sozialwissenschaften findet sich die alte Idee wieder, dass ein Subjekt über eine solche potenzielle transformative Kapazität verfügt. Oft wird davon gesprochen, dass es „Freiheit“ besitzt oder einen „freien Willen“ hat – quasi als eine Grundvoraussetzung von *agency*. SozialwissenschaftlerInnen verkomplizieren diese Vorstellung dann häufig. Sie verweisen auf so etwas wie Kultur oder Struktur, das den Einzelnen daran hindere, gänzlich frei zu handeln. Dennoch halten etliche daran in der einen oder anderen Form an einer solchen Denkstruktur fest (vgl. Raithelhuber 2008).

Bruno Latour sieht sich nun der Kritik gegenüber, er würde Dinge mit einer solchen Kapazität ausstatten, indem sie zum Ursprung oder zur Quelle von Handlung würden. Es werde behauptet, er statte Dinge mit einer solchen kausalen *agency* aus. Darum geht es aber gerade nicht. Bruno Latour macht nicht einfach „Objekte“ zu „Subjekten“ oder „Dinge“ zu „Menschen“. Er „vermenschlicht“ die Dinge nicht. Vielmehr kritisiert er dieses duale, dichotome Grundmuster des Denkens grundsätzlich. Er will unsere unhinterfragten Denkmodelle ins Wanken bringen, um damit den Weg zu einer

² Das Buch ist 2007 als deutsche Übersetzung unter dem Titel „Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft-Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie“ im Suhrkamp Verlag erschienen.

anderen Betrachtung des Sozialen freizumachen. Und eben dabei spielen zwei Fragen eine zentrale Rolle:

(1) Wer oder was sind Akteure und was ist Handeln?

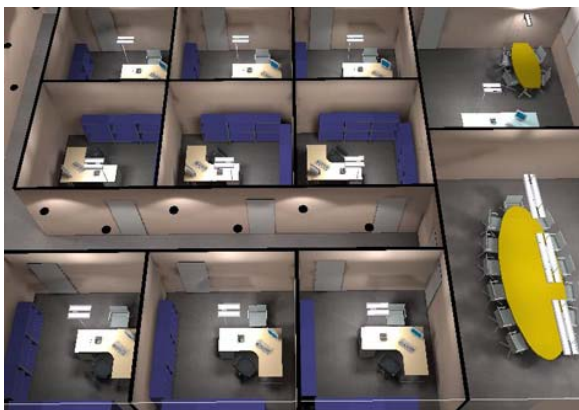
(2) Wer oder was sind Objekte und was tun sie?

Beiden Fragen werde ich im Folgenden nachgehen. Ich werde das tun, in dem ich mich an einer Interaktionssituation entlang hangle, wie sie so oder anders in den Gesprächen in Jobcentern stattfinden könnte. Das grundlegendste, was an einer solchen Situation auffällt, sind natürlich die Akteure.

Der PAP als „Akteur“ oder: woher kommt Handlung? Ein Außerirdischer zu Besuch im Jobcenter

Können wir die Beteiligten in einem Job-Center Gespräch als Akteure bezeichnen? Und wenn ja, was meinen wir damit eigentlich? Bruno Latour präsentiert hier einige verwirrende und zugleich klärende Anmerkungen.

Gängigerweise gehen wir wie selbstverständlich davon aus, dass jeder Mensch handeln kann. Er oder sie ist also in unserer Sicht jemand, der eine Handlung vollzieht. Damit begreifen wir ihn oder sie als einen potenziellen oder realen Akteur, der sich gerade dadurch auszeichnet, dass er oder sie etwas tun oder lassen kann.



Doch stellen wir uns noch einmal die Situation im Jobcenter vor: Da sitzt nicht nur unsere PAP – nennen wir sie Mandy Wiese. Tür an Tür sitzen eine ganze Reihe anderer PAPs in ganz ähnlich eingerichteten Arbeitszimmern. Sie „verhalten“ sich fast identisch: sie „bedienen“ die gleichen Computerprogramme, um ihre Tätigkeiten zu verrichten. Sie „müssen“ alle ihr Telefon beantworten – zumindest im Rahmen der Sprechzeiten, und so weiter.

Würde ein außerirdischer Tourist nacheinander in all diese Zimmer reinschauen, er würde sich fragen: Warum sieht hier alles identisch aus? Was machen die Menschen da? Warum verhalten sie sich fast alle gleich? Wer oder was steckt eigentlich dahinter? Vielleicht käme ihm die Idee, dass PAP Mandy Wiese und ihre Kolleginnen von irgendeiner fremden Macht gesteuert werden.

Für solche Erklärungsnots haben SozialwissenschaftlerInnen häufig eine Antwort parat: Sie gehen davon aus, dass irgendeine soziale Kraft hier die Macht übernommen hat. Gewöhnlich wird auf irgendetwas außerhalb der Handlungen verwiesen, dass hier dominierend ist: eine soziale Rolle, die Determination von Handlung durch die Gesellschaft etc. – jedenfalls irgendetwas „Soziales“.

Bruno Latours Blick hingegen geht genau in die andere Richtung: Er stimmt zwar der Vorstellung zu, dass sich bei Mandy Wiese und ihren Kolleginnen durchaus die Frage stellt, wer oder was hier eigentlich handelt, wenn etwas geschieht. Aber er folgt nicht der gängigen Erklärungsweise für solche

Phänomene. Um uns seine Position näher zu bringen, führt er uns unter Verweis auf Irwin Goffman in die Welt der Schauspielerei – also jener Sphäre, aus der der Begriff „Akteur“ eigentlich stammt.

In der Welt der Schauspielerei...³



Stellen wir uns PAP Mandy Wiese auf einer Bühne vor. Sobald das Spiel beginnt, verschwimmen Realität und Fiktion. Wir sind gefesselt von ihrem Spiel, und müssen uns als genaue Beobachter dennoch die Frage stellen: Welchen Einfluss haben Beleuchtung und Kulisse? Wie wirkt sich die missmutige Stimmung des Publikums auf die Darbietung aus? Welche Rolle spielen heute die anderen KollegInnen auf der Bühne? Oder die Souffleuse und der Teleprompter? Bedenkt

man all das, so lässt sich deutlich schwerer bestimmen, wer oder was hier handelt und wo Handeln überhaupt stattfindet.

Latour sagt deshalb: Handlung ist verteilt, übernommen, angeregt, beeinflusst, übersetzt, beherrscht etc. Deshalb ist für ihn ein Akteur eben ein Actor-Network. Es sind also nicht nur ein oder mehrere menschliche Akteure auf der Bühne. Wir finden auch eine ganze Reihe anderer Dinge, die anscheinend eine Rolle spielen und hier mit dem Schauspieler verbunden sind. Das heißt, es ist gar nicht so einfach, festzulegen, wer hier eigentlich alles etwas tut. Wer ist also mit von der Partie? Welche Bedeutung haben die anderen Menschen und Dinge, dafür, dass unser Schauspieler schau spielt? Latour will also nichts anderes, als uns darüber zu verunsichern, was ein Akteur ist und wie er handeln kann. Eben das drückt sein Begriff des Akteurs-Netzwerks aus. Latour sagt, der Begriff will die Unsicherheit darüber ausdrücken, woher eine Handlung „ursprünglich“ entspringt (vgl. Latour 2005: 46).

Ich will das noch einmal auf die Gesprächssituation beziehen: Stellen wir uns ein schwieriges, langwieriges Gespräch zwischen einem PAP und einem Arbeitssuchenden vor. PAP Mandy Wiese, über ihrer Computertastatur gebeugt, sagt nun zu ihrem arbeitssuchenden Gegenüber: „Entschuldigen Sie, das geht so nicht. Ich muss das so eingeben, weil das System das so von mir verlangt“. Wie ließe sich diese Situation verstehen?

Einer gängigen Interpretationsart zufolge könnten wir Sozialwissenschaftler uns schmunzelnd zurücklehnen und sagen: „Aha, sie sucht einen Vorwand, um keine persönliche Verantwortung für eine Entscheidung zu übernehmen, die für das Gegenüber negativ ist.“

Ein Anhänger der Actor-Network-Theory würde sich bemühen, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Er müsste sich anstrengen, so lange wie möglich nach all den Chancen zu greifen, die der PAP ihm bietet, um die unterschiedlichen *agencies* auszuloten, die gleichzeitig in der Welt agieren (vgl. Latour 2005: 48). Auffällig ist doch, dass hier anscheinend jemand anderes etwas

³Bild: www.eusen.de/event/semperoper.jpg

entscheidet oder ermöglicht, etwas plausibel macht oder eine Kategorie einführt. Müssen wir dem nicht erst einmal Beachtung schenken und schauen?

Ein ANT-Forscher würde sagen: Wenn Mandy Wiese so redet, dann ist sie nicht bloß eine Informantin, durch deren Datenpreisgabe sich etwas mit dem gängigen Vokabular des „Sozialen“ erklären lässt. Sie klebt nicht orientierungslos wie eine Fliege im Spinnennetz der „sozialen“ Bedeutungen und „sozialen“ Erklärungen, zu der nur wir als WissenschaftlerInnen verlässlich Zugang haben. Bruno Latour zufolge sollten wir allerdings auch nicht davon ausgehen, dass Akteure in einer unberührten Klarheit leben und die volle Kontrolle über ihre Handlungen haben. Beides ist falsch: Akteure für reine Marionetten zu halten, die nichts selbst können oder sie für autonome Wirkungszentralen zu erachten, die von nichts beeinflusst sind. Vielmehr müssen wir anerkennen, dass eine ganze Reihe von *agencies*, die wir nicht kontrollieren können, uns Dinge tun lässt:

“[T]he most powerful insight of social sciences is that other agencies over which we have no control make us do things. (...) [W]e never know for sure who and what is making us act (...)”.
(Latour 2005: 50, 52)

Wer sind die *agencies* und was tun sie? Vier Kontroversen über *agency*

Wie aber findet man heraus, wer diese *agencies* sind und was sie tun? Latour stellt uns hier keinen einfachen Sortierkasten für *agency*-Phänomene zur Verfügung. Er bietet nur vier Merkmale an, die sich immer in kontroversen Streitigkeiten über *Agency* finden lassen:

- (1) *Agencies* finden sich in Beschreibungen immer als etwas, das etwas tut. Das heißt, *agencies* werden damit in Verbindung gebracht, dass sich etwas am bisherigen Zustand ändert – und mithin transformiert.
- (2) *Agency* erscheint immer in einer Art von Gestaltung oder Figuration (*figuration*). Das heißt, *agencies* müssen nicht immer anthropomorph (in Menschengestalt) daherkommen. Sie können sich auch als Ideen präsentieren – wie bspw. in statistischen Relationen. Sie sind also durchaus auch „anonym“. Wenn PAP Mandy Wiese sagt: „Ich kann keine Butter aufs Brot essen, weil sonst mein Cholesterinspiegel steigt und ich ein höheres Risiko haben, einen Herzschlag zu erleiden“, dann erscheint hier *agency* in idiomorpher Figuration. Anders ausgedrückt taucht hier der Cholesterinspiegel als jemand auf, der an Handlung beteiligt ist. Um von einer menschenähnlichen Vorstellung von *Agency*-Figurationen wegzukommen, führt Latour den technischen Begriff *actant* ein. Er steht für verschiedene Arten und Weisen, wie Menschen dazu veranlasst werden, etwas zu tun (Latour 2005: 55).
- (3) Drittens lassen sich *agencies* daran erkennen, dass Akteure immer andere *agencies* kritisieren. Sie bestreiten ihre Existenz, bezeichnen sie als absurd oder irrational, künstlich oder eingebildet. Wenn ich bspw. sage: „Ich lasse mich doch nicht von einer roten Ampel davon abhalten, den Fußgängerweg zu überqueren“, dann tue ich genau dies. Latour würde sagen, dass sich in dem Satz meine empirische Metaphysik ausdrückt. Als ForscherInnen müssen wir sie nicht unhinterfragt akzeptieren. Wohl aber



können wir auch nicht über sie hinweggehen (vgl. Latour 2005: 57).

- (4) Akteure sind dazu fähig, eigene Vorschläge von Handlungstheorien zu machen, um damit zu erklären, wie die Wirkungen von *agencies* sich übertragen. Ich will hier noch einmal ein aktuelles Beispiel geben. Erkennen Sie den Mann auf dem folgenden Bild?

Vermutlich sagt Ihnen das Gesicht nichts. Doch wenn ich gleich sage, dass er der Autor des Bekannten Romans Gomorra ist, der die Machenschaften der Camorra enthüllt hat, setzt der Aha-Effekt ein. Roberto Saviano hat sein Buch, das in 43 Ländern erschienen ist, mehr als 1,2 Millionen Mal verkauft. Der Film, der nach seiner Vorlage gedreht wurde, hat im Mai 2008 den Großen Preis der Jury in Cannes gewonnen. Er verbringt 24 Stunden mit 7 Bodyguards, da sich inzwischen Gerüchte verdichtet haben, dass die Camorra ihn in die Luft sprengen will. Man könnte nun davon ausgehen, dass er sich durchaus als jemand sieht, der an dieser Situation keinen geringen Anteil hat. Doch Saviano sagt in einem Interview in der Süddeutschen Zeitung vom 15. Oktober 2008⁴:

„Nicht ich, sondern die Leser machen den kriminellen Mächten Angst.“

Ein besseres Beispiel als dieses kann sich ein Wissenschaftler nicht ausdenken, um zu illustrieren, dass sich Menschen ihre eigenen Theorien vom Handeln ausdenken, mit denen sie erklären, wie *agencies* daran beteiligt sind, Handeln hervorzubringen.



Die Stabilisierung von Interaktionen durch Dinge, oder: Das Problem mit den Asymmetrien

Doch gehen wir zurück zum Jobcenter. PAP Mandy Wiese und ihre Gesprächspartnerin sitzen immer noch in dem Beratungszimmer. Latour hat uns vielleicht unsicher darüber gemacht, wer hier wen zum Handeln bewegt. Aber es ist auch offensichtlich, dass in dieser Interaktionssituation eine ganze Reihe an Asymmetrien sichtbar wird. Schließlich „muss“ das Gegenüber als „Arbeitssuchende“ eingestuft werden, und Mandy Wiese „hat“ die Macht, darüber zu entscheiden, was der „Kundin“ angeboten wird. Und wir wissen auch, dass Mandy Wiese nicht einfach unendlich lang in der Kaffeepause bleiben kann, weil sie sonst ein Disziplinarverfahren bekommt oder ihr die Fehl Arbeitszeit vom Gehalt abgezogen wird. Daraus folgt: Es ist hier anscheinend mehr am Werke als nur die unmittelbare verbale und nonverbale Kommunikation der Gesprächspartnerinnen. Hier scheint mehr zu passieren als eine lokale, „nackte“, ärmlich ausgestattete, dynamische Interaktion von Angesicht zu Angesicht.

Dass es irgendetwas mehr braucht, das die kurzlebigen, vorübergehenden Interaktionen verbindet, ist mithin eine Beobachtung, die in den Sozialwissenschaften generell geteilt wird.

SozialwissenschaftlerInnen sprechen nun laut Latour gerne davon, dass hier eine Macht am Werke ist. „Soziale Bindungen“ oder „soziale Kräfte“ werden dann häufig als eine Erklärung angeführt, die ein solches Verhalten wie hier im Jobcenter erklärt. Damit soll erhellt werden, was nicht allein daraus zu erklären ist, dass die beiden Gesprächspartnerinnen über grundlegende soziale Fähigkeiten

⁴ Quelle: Süddeutsche Zeitung vom 15.10.2008, Politikteil Seite 8.

<http://www.sueddeutsche.de/panorama/119/314020/text/>

verfügen. Mit der Rede von „soziale Kräfte“ oder „Bindungen“ schwingt die Idee mit, dass diese etwas stabil oder dauerhaft machen und etwas Zwingendes beinhalten. Das ist zumindest eine Bedeutung, die solchen Begriffen wie „soziale Norm“, „Sozialstruktur“ oder „Kultur“ beigelegt ist. Doch auch Mandy Wiese weiß aus ihrer eigenen Lebensgeschichte, dass selbst das, was unveränderbar zu sein scheint, ganz schnell seine stählerne Qualität verliert. Sie hat es in ihrer Jugend als ein Kind der Wende in der DDR selbst erlebt, als ein ganzes diktatorisches Regime innerhalb weniger Tage zusammenbrach.

Bruno Latour nun sagt, dass all diese Erklärungen von Sozialwissenschaftlern nicht erklären können, woher die „stählerne Qualität“ kommt, die die schwachen Verbindungen unserer sozialen Fähigkeiten stabilisieren. Dauerhaftigkeit, Stabilität und Beharrungsvermögen stammen nicht von der „Gesellschaft“. All solche Erklärungsversuche gehen Latour zufolge davon aus, dass es einen Grund / eine Ursache (*cause*) gibt, der eine Wirkung/ einen Effekt (*effect*) verursacht.

Doch solche wunderhaften „sozialen“ Kräfte gibt es nicht (vgl. Latour 2005: 67). Latour bietet einen gänzlich andere Erklärungsansatz: Es sind immer die Dinge, die der „Gesellschaft“ ihre „stählerne Qualität“ leihen. Wenn man also von der „Macht der Gesellschaft“ spricht, dann ist das nicht die „Gesellschaft“ selbst. Vielmehr bezeichnet der Terminus die Summe aller Einheiten, die schon in Bewegung gesetzt sind, um solche Asymmetrien länger dauern zu lassen. Im Original formuliert er das folgendermaßen:

“It is always things – and I now mean this last work literally – which, in practice, lend their ‘steely’ quality to the hapless ‘society’. So in effect, what sociologists mean by the ‘power of society’ is not society itself – what would be magical indeed – but some sort of summary for all the entities already mobilized to render asymmetries longer lasting.” (Latour 2005: 68)

Was wir also nach Bruno Latour als Sozialwissenschaftler tun sollen, ist einfach: den Akteuren zu folgen. Wir sollen uns an sie dranhängen und sehen, wie sie sich durch die Dinge hindurch schlängeln, die sie zu ihren sozialen Fähigkeiten hinzugefügt haben, damit ihre sich ständig verändernden Interaktionen dauerhafter werden.

Von der Interaktion bei Affen und Menschen

Genau hier, so Latour, zeigt sich der fundamentale Unterschied zwischen der herkömmlichen Soziologie und der ANT: ANT akzeptiert Einheiten als vollständige, vollwertige Akteure, die in den vergangenen Hundert Jahren sozialer Erklärung vollständig ausgeschlossen waren (vgl. Latour 2005: 69). Grundlegende soziale Fähigkeiten, wie sie z.B. für eine Interaktion notwendig sind, stellen nur eine rudimentäre Teilmenge von Verbindungen (*associations*) dar, die eine Gesellschaft (*society*) ausmachen. Um aufzuzeigen, wie Latour zu einer solchen Einschätzung kommt, zeige ich Ihnen gleich ein Bild:



Wer öfter in den Zoo geht oder eine Safari in Afrika hinter sich hat, der weiß, was hier zu sehen ist: Eine Gruppe von Pavianen, auch Baboons genannt. Man weiß, dass Baboons, die in Gruppen bis zu 250 Tieren zusammen leben, eine

ausgefeilte Kommunikation und Interaktion unterhalten. Die Forscherin Shirley Strum, mit der Latour in den 1980er Jahren zusammenarbeitete, fand heraus: Paviane organisieren ihre Gruppe nicht nur über Aggressionen, sondern auch über eine Vielzahl von sozialen Strategien. Z.B. tun Männchen den Weibchen Gefallen, um dann sexuelle Gefälligkeiten zu erhalten. Paviane scheinen recht „nett“ zu sein – zumindest im Vergleich zu uns Menschen. Sie suchen permanent Nähe, etc.

Strum zog daraus die Schlussfolgerung, dass diese Form des „Nettseins“ eine grundlegende, fortwährende Notwendigkeit für das Überleben der Gesellschaft der Paviane ist – und nicht etwas Aggression. Latour folgerte, dass Paviane eine Unmenge an Energie darauf verwenden müssen, um ihre „Sozialstruktur“, die permanent zusammen zu brechen droht, zu reparieren. Paviane müssen z.B. soziale Dominanz aufrecht erhalten, ohne dabei irgendwelche Dinge zu verwenden. Sie haben nur ihre nackten sozialen Fähigkeiten. Vergleicht man das mit menschlichen Gesellschaften, so fällt doch auf, dass hier eine Menge mehr Dinge eine Rolle spielen, um so etwas wie eine Stabilität oder Dauerhaftigkeit herzustellen (vgl. Latour 1996; 2005: 69f.). Unser Alltag ist voll von einer unzähligen Menge allgegenwärtiger Objekte (vgl. Latour 1996: 235).

Kommen wir wieder zurück zu unserem Büro im Jobcenter: Können wir uns vorstellen, dass die Momente von Herrschaft und Dominanz, von Ordnung, die hier offensichtlich werden, ohne all die



Dinge, die hier versammelt sind, möglich wären? Bruno Latour gibt uns hier eine Prüffrage an die Hand, um solche Fragen zu beantworten. Nehmen wir einmal an, dass wir wissen wollen, ob das Telefon oder der Computer ein *agent* ist oder nicht, so können wir folgendes fragen: Macht dieser Gebrauchsgegenstand einen Unterschied darin, wie die Handlung einer anderen Person verläuft oder nicht? (vgl. Latour 2005: 71)

Vermutlich lässt sich sagen, dass in den Forschungen des Projekts „Gesprächspraktiken in Job Centern“ das Telefon oder der PC einen solchen Unterschied machen. Folgen wir Latour, so müssten wir solche Dinge als Akteure (*actors*) oder besser Teilnehmer (*participants*) im Ablauf von Handlungen akzeptieren. Sie warten darauf, dass sie eine *Figuration* (*figuration*) erhalten. Das heißt natürlich nicht, dass das Telefon nun determiniert, was PAP Mandy Wiese tut. Aber es kann ihr etwas ermöglichen, etwas autorisieren, sie ermutigen, beeinflussen, verbieten etc.⁵

⁵ Latour verweist hier explizit auf die Bedeutung von *Affordanz* bzw. *affordance*, die auf James G. Gibson (1986) zurückgeht. Das Konzept *affordance* wird von einer Reihe von AutorInnen genutzt, um solche Fragen nach dem Verhältnis von Agency und Objekten zu klären (vgl. Latour 2005: 72). Gibsons englischer Kunstbegriff aus dem Bereich der Wahrnehmungspsychologie kann in etwa als „Aufforderungscharakter“ übersetzt werden. Das Konzept der *affordance* stammt aus dem ökologischen Ansatz der Wahrnehmung von James Gibson. Es beinhaltet die Annahme, dass ein Objekt eine bestimmte Eigenschaft besitzt bzw. die unmittelbare Umwelt bestimmte Charakteristika aufweist, die anzeigen, wie die Kopplung eines Menschen mit Objekten bzw. der Umwelt funktioniert. McGrenere and Ho (2000) zufolge beschreibt *affordance* bei Gibson Handlungsmöglichkeiten in einer Umwelt, die in Beziehung zu den Handlungsmöglichkeiten (*capabilities*) des Akteurs stehen. Im Unterschied zu Normans (1988, nach McGrenere/ Ho 2000) Verwendung von „*affordance*“ in „*The Psychology of Everyday Things*“ als „*perceived affordance*“ ist „*affordance*“ in Gibsons ursprünglichen Verständnis unabhängig von der Erfahrung des Akteurs, von seinem Wissen, seiner Kultur oder seiner Wahrnehmungsfähigkeit (siehe hierzu <http://www.interaction-design.org/encyclopedia/affordances.html> von

Es geht hier nicht darum, einen menschlichen Akteur durch ein Telefon zu ersetzen. Auch soll das Telefon nicht „vermenschlicht“ werden. Vielmehr sollten wir uns erst einmal daran machen, genauer festzustellen, welche TeilnehmerInnen in einer Handlung zugegen sind. Latour schlägt vor, diese „anderen“ als *non-humans* zu bezeichnen – also als Nicht-Menschen. Das ist kein exakter Begriff, sondern eher eine Hilfskonstruktion.

Ding-Verbindungen anerkennen...

Wir sind jetzt an einem zentralen Punkt angelangt, nämlich an der Grundüberzeugung der Actor-Network-Theory. Es geht der ANT im Kern darum, anzuerkennen, dass die Dauerhaftigkeit von Handlungsverläufen zu einem Großteil auch von Verbindungen zwischen Menschen und Objekten abhängen. Kaum eine Handlung besteht aus reinen Mensch-Mensch-Relationen. Latour drückt das wie folgt aus:

“ANT states that if we wish to be a bit more realistic about social ties than ‘reasonable’ sociologists, then we have to accept that the continuity of any course of action will rarely consist of human-to-human connections (for which the basic social skills would be enough anyway) or of object-object connections, but will probably zigzag from one to the other.”
(Latour 2005: 75)

Wie kann man die Aktivität von Objekten erkennen?

Eine solche Einstellung bereitet aber enorm große forschungspraktische Probleme: Wie kann man die Aktivität von Objekten erkennen? Wie findet man heraus, was sie anderen Menschen oder Nicht-Menschen antun? Bruno Latour bietet auch hier eine gangbare Methode an: Man muss die Dinge zum Sprechen bringen. Man muss sie dazu veranlassen, selbst Skripte (*scripts*) darüber herzustellen, wie sie die anderen dazu bringen, etwas zu tun (Latour 2005: 79).

Das ist eigentlich etwas, was SozialwissenschaftlerInnen können: jemanden zum Sprechen bringen. Wie aber macht man Dinge sichtbar? Ist es nicht so, dass Dinge dazu tendieren, permanent aus unserem alltäglichen wie auch sozialwissenschaftlichen Sichtfeld zu entschwinden, weil wir uns an sie gewöhnen oder sie nicht mehr gebrauchen. Latour bietet hier fünf mögliche Lösungsvorschläge an:

- (1) Man hält nach Innovationen Ausschau. Wenn etwas neu erfunden wird, ist eine Menge an Aktivitäten damit verbunden: Meetings, Debatten, Untersuchungen etc.

Mads Soegaard, Zugriff: 18.10.2006). David Rubinstein definiert *affordance* als etwa Relationales. Damit erweitert er den ursprünglichen Verwendungsbereich des Konzepts: „By an affordance, Gibson meant features of the environment that facilitate or afford possibilities of action: ‘The affordances of the environment are what it offers the animal, what it provides or furnishes, either for good or ill’ (1979: 127). But an affordance is relational. That is, it appears in relation to traits of the actor.“ (Rubinstein 1993: 279) In seinem Buch „Culture, Structure and Agency“ beschreibt Rubinstein *affordances* als kulturspezifisch und different. Sie sind Rubinstein zufolge etwas, das in der Beziehung zwischen Akteur und Umwelt besteht, d.h. sie entstehen in kollektiven Überzeugungen und Praktiken. „In Gibson’s terms, what objects afford, and hence their character as objects, depends on the traits and conduct of users, which, in turn, emerge in relation to these objects.“ (Rubinstein 2001: 142)

- (2) Man bringt andere Nutzer ins Spiel, die eine gewisse Distanz zu den Gegenständen haben. In ethnologischen Begrifflichkeiten könnte man sagen, dass man sich solche Momente zu nutzen macht, in denen sich Fremdheit ausdrückt oder sichtbar wird.
- (3) Man nutzt Momente, in denen Chaos herrscht – wie bspw. bei Stromausfällen, Computerabstürzen oder Katastrophen. So kann man erkennen, dass plötzlich auch die am meisten vernachlässigten Gegenstände ins Zentrum emsiger Aktivität rücken.
- (4) Oder aber man nutzt retrospektive, historische Methoden, um die Dinge wieder „ans Licht“ zu zerren. So kann man z.B. in Museen oder Archive gehen, um sich in einer Art Zeitreise in die Vergangenheit zu begeben. Man schaut sich also die Welt im Moment ihrer Entstehung an. Ich will ein Beispiel geben: Was war, als die ersten Telefone verfügbar wurden? Oder aber, als die ersten Handynutzer im öffentlichen Raum sichtbar wurden?
- (5) Das geht natürlich im Prinzip auch in Richtung „Zukunft“. So bietet bspw. der Sciencefiction eine große Spielfläche, um feste, beständige Objekte und ihre Verbindungen im Hier und Jetzt wieder flüssig zu machen (vgl. Latour 2005: 82).

Lokale Interaktion als Versammlung aller verstreuten Interaktionen in einer Szene

Halten wir einmal fest, dass einige Dinge in unserem Büro anscheinend nicht wegzudenken sind. Denn sie machen einen Unterschied dafür, was PAP Mandy Wiese und ihre Gesprächspartnerin tun. Wenn das so ist, dann müssen wir anerkennen, dass diese Dinge meist schon vor Ort sind, also im Büro vorhanden sind. Unser Verstand sagt uns nun, dass jemand all dies dort in dieser oder jener Form hingestellt und eingerichtet hat. Die Örtlichkeit des Gesprächs ist maßgeschneidert für das, was hier stattfinden soll. Unsere Interaktion des Gesprächs findet an einem Ort statt, der von anderen hierfür so vorgesehen worden ist. Das war selbstverständlich zu einem anderen Zeitpunkt. Es erforderte aber ebenso Interaktion. Vielleicht fand sie an anderen Orten statt, wie bspw. in einer Firma zur Softwareentwicklung. Aber diese Interaktion ist hier zu sehen, eben durch die Objekte, die Menge an Nicht-Menschen, an Artefakten, die hier versammelt sind. Bruno Latour spricht daher davon, dass eine lokale Interaktion eine Versammlung alle jener anderen in Zeit und Raum verstreuten lokalen Interaktionen ist, die im Zusammenhang mit dieser Szene (der Gesprächssituation im Jobcenter) stehen (vgl. Latour 2005: 194). Man könnte sagen, dass ihre Präsenz/ Anwesenheit in eine andere Interaktion transportiert wurde. Durch dieses Design ist zwar nicht vollständig determiniert, was hier passiert. Aber man kann auch nicht umgekehrt sagen, dass das alles keine Rolle spielt für das, was hier geschieht. Ich will einmal ein Beispiel des Karikaturisten Tom geben, das alle kennen, z.B. aus der TAZ:



Stellen wir uns einmal vor, all die Artefakte in der Interaktion zwischen der alten Lady und dem Postbeamten wären nicht da. Kein Schalter, keine Briefmarke, kein Stempel, einfach rein gar nichts. Könnten wir uns vorstellen, dass die Interaktion so ablaufen könnte? Vermutlich nur schwer. All diese Dinge „rahmen“ die Interaktion. Sie sind

zentraler Teil, d.h. Teilnehmende, die andere etwas tun machen.

Der Schalter wurde genau dafür hergestellt, damit hier eine Briefmarke verkauft wird. Die Kundin wurde eben als solche hier eingeschrieben in der Art und Weise, wie der Postschalter hergestellt wurde. Der Schalter autorisiert also den Postbeamten und seine Konversation mit der Kundin. Gleichzeitig verbinden all diese Artefakte uns in Zeit und Raum mit anderen Interaktionen, die woanders zu anderer Zeit stattfinden. Die Briefmarke, die die ältere Dame hoffentlich erhält, verbindet sie über die Situation hinaus mit einer Reihe anderer Interaktionen. Die Briefmarke veranlasst die gesamte Organisation, den Brief zu befördern, zu sortieren, zu versenden, auszutragen. Am nächsten Morgen schon schmeißt ein Briefträger an einem anderen Ort das Schreiben ein. Die Briefmarke ist nicht nur ein Instrument, das verwendet wird. Sie ist ein Vermittler (*mediator*).

Dinge bieten strukturierende Vorlagen, oder: „re-dispatching the local“

Wir sollten den Postschalter, die Briefmarke, das Telefon, den PC nicht für „die Struktur“ halten, die „hinter“ allem steckt. Aber sie bilden strukturierende Schablonen oder Vorlagen (*structuring templates*). Was wir also hier im Büro des Jobcenters bzw. im der Postfiliale finden, ist nicht „ein“ Ort an und für sich, sondern die Vielzahl an Verbindungen zu und Bewegungen zwischen anderen Orten und Interaktionen. Bruno Latour sagt daher, dass wir als WissenschaftlerInnen die Aufgabe haben, das Lokale wieder zu verteilen – es quasi wieder rauszuschicken in die Welt und zu schauen, womit es verbunden ist. Er nennt das „re-despatching the local“ (Latour 2005: 204).

Das führt uns noch einmal zu den Pavianen zurück. Denn was ihre Interaktion von menschlichen Interaktionen unterscheidet, ist die Ausstattung, die sie zur Verfügung haben. Baboons können die Bedeutungen der Interaktionen anderer Gruppenmitglieder nur durch die Interaktion selbst dechiffrieren. Was sie aus einer Interaktion in die nächste mit hinüber nehmen, das muss alles in ihrem eigenen Körper „gespeichert“ oder „gelagert“ werden. Sie müssen Schäden an dem wankende Gebäude „Gruppe“, das sie bilden, immer wieder mit neuen Interaktionen reparieren, damit es nicht in sich zusammen fällt. Dazu haben sie nur ihre basalen sozialen Fähigkeiten und können nur intersubjektive Koalitionen bilden. Sie besitzen keine großartige Technologie (vgl. Latour 2005: 198; 1996: 229). Und doch kann man Paviane nicht als „einfach“ bezeichnen, und sie den „komplexen“ Menschen gegenüber stellen. Vielmehr spricht Latour davon, dass Paviane komplex sind, während wir Menschen kompliziert sind (*complicated*): Denn wir falten und entfalten uns in ein Vielfaches mehr in Einheiten, Gruppen, etc., als dies Paviane tun.

Akzeptieren, was Dinge für uns tun...

Wenn wir dem zustimmen, was Objekte quasi „für uns tun“, dann können wir für die Gesprächspraktiken folgenden Blick gewinnen: Wir sehen nicht mehr das kleine Zimmer der PAP Mandy Wiese innerhalb des großen Gebäudes „Jobcenter“, nicht mehr die winzige, begrenzte Interaktion innerhalb der „Gesamtstruktur Gesellschaft“ oder des „Arbeitsmarktes“. In den Blick rücken die unterschiedlichen Bewegungen und ihre Richtungen, die sich aus der Gesprächssituation heraus ergeben und denen wir folgen können.

Wenn wir in unseren Forschungen auf Objekte stoßen, was sollen wir dann tun? Wie sollen wir sie behandeln? Bruno Latour sagt, dass wir seinen Gehalt nicht einfach ignorieren sollen. Wir sollen nicht nach „sozialen“ Aspekten suchen, die so ein Ding umgeben. Vielmehr sollten wir uns den Verbindungen (*associations*) zuwenden, aus denen es besteht. Es dann, viel später, sollen wir fragen,

wie es das Repertoire der sozialen Bindungen erneuert (vgl. Latour 2005: 233). Latour drückt das so aus:

“[L]ook at the object first and only later at the standardized social (...)”. (Latour 2005: 235)

Fragen Sie die Objekte, was sie machen! Wenn Sie dabei nett und freundlich fragen, dann werden sie Ihnen sagen, was sie alles zusammen sammeln, was sie alles versammeln, damit das „Kollektive“ (*collective*) existieren kann. Folgen Sie nicht nur den Akteuren, sondern auch ihren Vermittlern (*mediators*) (vgl. Latour 2005: 240).

Dinge haben keine Lobby, oder: Küsst Dornröschen endlich wach!

Ich will Latours Forderung noch einmal verdeutlichen. Latour sagt, dass die Dinge in den Sozialwissenschaften einfach ignoriert werden. Dinge haben keine Lobby! Selbst wenn sie da sind, dann stehen sie eigentlich für etwas anderes. Sie sind jedenfalls nicht selbst Teil des Sozialen. Sie tun nichts und sie machen uns nichts tun.



Bruno Latour vergleicht den Umgang mit Dingen in den Sozialwissenschaften mit der sexuellen Prüderie im Viktorianismus: Dort durfte man nirgends von Sex reden, aber Sexualität war überall zu spüren. Es gilt folglich, dieses schlafende Dornröschen der Dinge endlich wach zu küssen (Latour 2005: 73).

Wir können etwas dagegen tun, dass uns die Dinge fehlen. Als verantwortliche „Verbraucher“ unserer „empirischen

Umwelt“ können wir überlegen, was bei uns auf dem Tisch landen soll: nur das „Soziale“ oder auch all die Dinge, die es überhaupt erst ausmachen?

Wie können wir die Gesprächspraktiken in Jobcentern laut ANT untersuchen?

Wenn wir rekonstruieren wollen, „wie tatsächlich in (...) Gesprächen gehandelt wird“ (Antrag Gesprächspraktiken in Job Centern 2006: 18), müssen wir herausfinden, wer hier die Akteure sind. Wir können nicht davon ausgehen, dass Artefakte wie Telefon, Computer oder Formulare nur Instrumente sind, die von einem einzigen Akteur „benutzt“ werden: den Menschen.

Wenn wir wissen wollen, zu welchen „Gruppen“ die Akteure in Gesprächssituationen gehören, dann sollten wir das besser nicht vorher festlegen. Wir sollten eher schauen, wie die Akteure sich selbst Gruppen zuordnen und wie sie das permanent verändern.

Wenn wir wissen wollen, wie es zu ausgrenzenden, zuweisenden, diskriminierenden Effekten kommt, so bringt es nichts, nur auf den Locus der Interaktion zu schauen oder nur auf eine Institution oder Struktur im Hintergrund zu verweisen. Wir müssen den Bewegungen und Verbindungen folgen, die andere Plätze durchqueren. Einige davon beginnen im Büro von PAP Mandy Wiese beginnen oder enden dort – oder sie gehen einfach nur durch diesen Ort hindurch.

Wenn wir strukturelle Effekte untersuchen wollen (oder das, was dafür gehalten wird), so müssen wir an die Produktionsstätten (*production sites*) solcher Effekte gehen (Latour 2005: 175).

Wenn wir wissen wollen, welche *agencies* Akteure in solchen Situationen handeln „machen“, dann sollten wir dies nicht anstelle der Akteure selbst tun. Sie wissen häufig genau, wer etwas tut. Es ist nicht unser Job als SozialwissenschaftlerInnen, sie darüber zu belehren, was „wirklich“ passiert. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, einen Bericht anzufertigen (also ein künstliches Experiment durchzuführen), in dem diese Diversität voll zur Sichtbarkeit kommt und untersucht werden kann. (vgl. Latour 2005: 184).

Wenn wir wissen wollen, was Interaktionen zusammen hält und verkettet, dann sollten wir nicht nach einem „Kontext“ oder einer „Struktur“ suchen, die irgendwo außerhalb liegt. Vielmehr sollten wir betrachten, wie Akteure selbst ihre Kontexte machen. Ihre Aktivitäten des Kontextualisierens sind unser Gegenstand, nicht ihre Aktivitäten in Kontexten! (vgl. Latour 2005: 186) Bruno Latour würde vermutlich sagen: Es gibt keinen institutionellen Kontext, in welchem die Gesprächspraktiken stattfinden. Die ganze Vorstellung von Kontexten (inklusive Organisationen, Institutionen, etc.) vernebelt unseren Blick auf das, was versammelt wird. Latours Argument klingt in seinen eigenen Worten so:

“My argument (...) is to say, as social scientists, our duty is not to put some order into the world. We are not rabbis. We are not priests. We are not policemen. We are not managers. We have to bring into our texts a little bit of the practice of the people we study.” (Latour 2003: 81)

Zum Schluss: Was fangen wir damit nur an?

Wohin sind wir damit jetzt gekommen? Was bringt uns seine solche Betrachtung und Mahnung?

Mein Input-Vortrag war ein Versuch, mich ein wenig durch zwei Dinge durchzuschlängeln:

(1) Ich wollte einige Aspekte des Latourschen Denkens beleuchten. Dabei wollte ich aber nur partiell in seinen Vorschlag einer Sozialtheorie eintauchen. Latour selbst sagt, dass die Kraft oder der Wert solcher Überlegungen zum Akteur und zu *agency* vor allem negativ ist. Er zwingt uns, genauer hinzusehen. Gleichzeitig scheint sich damit das Phänomen, das wir anschauen, zu „entgrenzen“. Wie er selbst sagt, will die ANT es uns ermöglichen, so viele Verbindungen wie möglich aufzunehmen, ohne die Phänomene von vorn herein „platt zu machen“. ANT soll uns daran hindern, im Voraus eine Entscheidung darüber zu treffen, was das wahre Ausmaß einer Interaktion oder eines sozialen Aggregats ist (vgl. Latour 2005: 178). Es scheint dabei so, dass er uns eine Reihe von Fragemöglichkeiten anbietet, mit denen wir z.B. auch Gesprächspraktiken in Jobcentern „befragen“ können. Er gibt uns aber keine Anleitung dafür, was wir anschauen sollen, wo wir beginnen oder aufhören sollen. Latour sagt nur, dass wir einen guten Bericht darüber anfertigen sollen.

„[I]t is not the sociologist’s job to decide in the actor’s stead what groups are making up the world and which agencies are making them act. Her job is to build the artificial experiment – a report, a story, a narrative, an account – where this diversity might be deployed to the full.“ (Latour 2005: 184)

Das bringt mit sich, dass wir uns auf eine ziemlich abstrakte Ebene einlassen müssen. Latour gibt uns einige Hinweise, wie man eine solche Bewegung unternehmen kann. Ich habe das hier nicht detailliert ausgeführt, weil das für einen einführenden Vortrag zu viel wäre. Man könnte sagen, dass

Latour uns nicht mehr bringt, als eine Kritik der interpretativen und erklärenden Ansätze, die sich in den Sozial- und Kulturwissenschaften finden lassen. Daraus folgt, dass sich die ANT nicht dazu eignet, unser gängiges Instrumentarium an Begrifflichkeiten nur anzureichern. Gefordert ist hier ein grundlegender Perspektivwechsel.

(2) Damit biete ich mit meinem Vortrag leider keine Antwort darauf, wie man die beobachteten Phänomene in den Gesprächsprotokollen besser „deuten“ oder „erklären“ kann. Das kann und will eine ANT auch nicht – soweit ich sie verstanden habe. Und da ich mich hierauf beschränkt habe, fällt mein Beitrag ebenfalls negativ aus.

Zum Abschluss will ich nur darauf verweisen, dass es auch andere interessante Zugänge zu Dingen gibt. Bspw. hat der Ethnologe Alfred Gell einen äußerst bemerkenswerten Ansatz erarbeitet (Gell 1998). Er beschreibt darin, in welcher *agency*-Beziehung Objekte zu Menschen stehen. Darauf kann ich hier jetzt nicht mehr eingehen.

Ich denke, wir haben genügend Material, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Die Vermittler sagen daher jetzt. Wir danken für Ihre Aufmerksamkeit!

Korrespondenz

Eberhard Raithelhuber (Mr.)
Technische Universität Dresden
Centre for Social Work and Welfare Studies
Postbox
01217 Dresden
Germany
eberhard.raithelhuber@tu-dresden.de
http://www.tu-dresden.de/kollegLLL/frame_body_raithelhuber.htm

home address:
Katharinenstr. 15
01099 Dresden
Germany
+49 (351) 374 22 34
+49 (179) 456 19 19 (mobile)
eberhard.raithelhuber@gmx.de

Literatur

Barron, Colin. "A strong distinction between humans and non-humans is no longer required for research purposes: a debate between Bruno Latour and Steve Fuller." *History of the Human Sciences*, 2003, 16(2), pp. 77-99.

Gell, Alfred. *Art and Agency: An Anthropological Theory*. Oxford: Clarendon, 1998.

Gibson, James G. *The Ecological Approach to Visual Perception*. London : Lawrence Erlbaum Associates, 1986.

Latour, Bruno. "On Interobjectivity." *Mind, Culture & Activity*, 1996, 3(4), pp. 228-245.

Latour, Bruno. *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory (Clarendon Lectures in Management Studies)*. Oxford: Oxford University Press, 2005.

McGrener, Joanna and Ho, Wayne. "Affordances: Clarifying and Evolving a Concept," *Proceedings of Graphics Interface 2000*. Montréal: Morgan Kaufmann Publishers, 2000, pp. 179-186.

Raithelhuber, Eberhard. "Von Akteuren und agency – eine sozialtheoretische Einordnung der structure/agency-Debatte," in Hans G. Homfeldt, Wolfgang Schröder and Cornelia Schweppe, eds., *Vom Adressaten zum Akteur*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 2008, pp. 17-45.

Rubinstein, David. "Opportunity and structural sociology." *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 1993, 23(3), pp. 265-283.

Rubinstein, David. *Culture, Structure and Agency. Toward a Truly Multidimensional Society*. London: SAGE, 2001.